

Monden-Engelhardt, Christiane

Rezension [zu: Hesse, S (1993): Suchtprävention in der Schule - Evaluation der Tabak- und Alkoholprävention. Leverkusen: Leske + Budrich]

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 43 (1994) 5, S. 185-186

urn:nbn:de:0111-opus-20736

Erstveröffentlichung bei:



www.v-r.de

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert durch DIPF

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse, Psychologie und Familientherapie

Herausgegeben von R. Adam, Göttingen · M. Cierpka, Göttingen · G. Klosinski, Tübingen
U. Lehmkuhl, Berlin · I. Seiffge-Krenke, Bonn · F. Specht, Göttingen
A. Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen:
Ulrike Lehmkuhl und Annette Streeck-Fischer
Redaktion: Günter Presting

43. Jahrgang / 1994

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse, Psychologie und Familientherapie

43. Jahrgang

Göttingen, Mai/Juni 1994

Heft 5

Inhalt

Übersichten

F. RESCH: Magisches Denken und Selbstentwicklung (*Magic Thinking and Self Development*) 152

Erziehungsberatung

A. HUNDSALZ: Erziehungsberatung zwischen Beratung und behördlicher Mitwirkung (*Educational Guidance between Counseling and Official Participation*) 157

Praxisberichte

B. JARCZYK und G. ROSENTHAL: „Gewalt“ und Erziehungsberatung („*Violence“ and Child Guidance*) 163

E. TATZER, K. KRISCH und R. HANICH: Arbeit mit psychisch gestörten Eltern in einer kinderpsychiatrischen Einrichtung (*Working with Mentally Disturbed Parents in a Psychiatric Institution for Children*) . . 170

M. SONNENBURG: Zur Konzeption von Elterngruppen in der stationären Psychotherapie von Kindern (*On the Conception of Group Psychotherapy with Parents during Inpatient Psychotherapy of their Children*) 175

Autoren und Autorinnen dieses Heftes 179

Diskussion 179

Buchbesprechungen 182

Tagungskalender 188

Mitteilungen 188

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

- G. DERICHS u. G. KROHN-JASTER: Intergrativer Ansatz zum Umgang mit Teilleistungsschwächen bei 5–8jährigen
H. LUGT-TAPPESER: Können Kinder ihre Ängste schildern? Eine Interviewstudie zum Vergleich der Einschätzung kindlicher Ängste durch Verhaltensbeobachtung, die Kinder selbst, deren Erzieherinnen und Mütter
M. SCHNURNBERGER: Zur Situation von Bewegungs- und Körpertherapie in der Kinder- und Jugendpsychiatrie
S. SOHR: Ist es schon ‚fünf nach zwölf‘? Entwicklung einer Skala zu ‚ökologischer Hoffnungslosigkeit‘
R. WALTER u. H. REMSCHMIDT: Zum Bedarf an Psychotherapie im Schulalter

Verantwortliche Herausgeberinnen: Univ.-Prof. Dr. med. Dipl.-Psych. Ulrike Lehmkuhl, Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters des UK Rudolf Virchow der Freien Universität Berlin, Platanenallee 23, 14050 Berlin.
Dr. med. Annette Streeck-Fischer, Funktionsbereich Klinische Psychotherapie von Kindern und Jugendlichen, Tiefenbrunn – Krankenhaus für Psychotherapie und psychosomatische Medizin des Landes Niedersachsen, 37124 Rosdorf.
Redaktion: Dipl.-Sozialwirt Günter Presting, Kirschweg 2, 37181 Hardegsen.
Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. – Druck: Hubert & Co., Göttingen.

KUSCH, M. (1993): **Entwicklungspsychopathologie und Therapieplanung in der Kinderverhaltenstherapie**. Frankfurt a. M.: Lang; 183 Seiten, DM 59,-.

„Entwicklungspsychopathologie“ gewinnt in der internationalen Literatur mehr und mehr den Charakter einer eigenständigen Disziplin im Überschneidungsbereich von Entwicklungs- und verhaltensorientierter klinischer Psychologie. Auch darin zeigt sich, daß die Verhaltenstherapie im Kindesalter nicht (mehr) ein Kompendium von Standardmethoden darstellt, sondern auf die individuellen Probleme und Entwicklungsabweichungen der Kinder abgestimmte Lösungsansätze sucht.

Die Entwicklungspsychopathologie beschreibt, welche Entwicklungsverzögerungen der kognitiven, sozialen und emotionalen Kompetenzen auftreten, in welcher Beziehung die Entwicklungsbereiche zueinander stehen und welche Kompetenzen in einem Verhaltensbereich notwendige Bedingungen für die Entwicklung anderer Verhaltenskompetenzen darstellen. Dieses Wissen kann für die Therapieplanung des Praktikers sehr bedeutsam sein, z. B. wenn er sich überlegt, wie er die Förderung eines sozial gehemmten Kindergartenkindes oder die Therapieplanung eines Schulkindes mit depressiven oder recht aggressiven Verhaltensweisen planen kann. In jedem Fall geht es um die Arbeit an den grundlegenden Kompetenzen des Kindes, seine sozioemotionale Lebenssituation befriedigender zu gestalten, nicht allein um das oberflächliche Modifizieren der Konsequenzen seiner Handlungsweisen.

Wie oft, wenn sich eine neue Disziplin zu etablieren beginnt, braucht es Arbeiten, die die Gegenstandsbeschreibung und die Anwendungsmöglichkeiten formulieren. Die Dissertation von MICHAEL KUSCH ist eine solche Arbeit. Aus einer umfangreichen Literaturübersicht (das Verzeichnis der zitierten Arbeiten allein umfaßt 25 Seiten) entwickelt er das entwicklungspsychopathologische Modell von Ursachen (genetische Einflüsse, Umwelteinflüsse und Wechselwirkungen) und Verlauf von Entwicklungsabweichungen (Verhaltens- und Entwicklungsstörungen). Hier haben viele aktuelle Forschungen zu Risiko- und protektiven Faktoren und transaktionalen Prozessen, wie weit Kind und Umwelt „zusammenpassen“, ihren Platz. Anschließend beschreibt er strukturelle Ansätze der Entwicklungs- und Verhaltensdiagnostik, bei denen nicht der Grad der Abweichung im Entwicklungstempo, sondern die Analyse der Selbstorganisation der Handlungen und Kommunikationsformen des Kindes das Ziel ist. Die Beschreibung der Verhaltensorganisation des Kindes in bezug auf seine Entwicklungsperiode bietet eher eine Grundlage für Therapieplanungen als die Bestimmung einzelner Verhaltensweisen oder des Entwicklungsalters eines Kindes. An vielen Stellen des Textes versucht KUSCH, die Notwendigkeit störungs- und strukturell-orientierter Verhaltensdiagnostik am Beispiel von Störungen der Bindungsentwicklung und depressiven, autistischen und externalisierenden Verhaltensstörungen zu illustrieren.

Wer einen Eindruck vom Gegenstand der Entwicklungspsychopathologie als Forschungsdisziplin gewinnen will und auf der Suche nach relevanter Literatur ist, findet in dem Buch eine Hilfe. Man merkt ihm allerdings an, daß es nicht unmittelbar aus der Praxis für die Praxis geschrieben ist. Der Anspruch, den ganzen Bereich möglicher Themen aufzuzählen, führt zu vielen Sprüngen von einer Entwicklungsabweichung zur nächsten, Querbezügen, Redundanzen, Verkürzungen komplexer Befunde und Plädoyers für eine „neue Diagnostik“. Es ist zu befürchten, daß mancher Leser am Ende des Buches nicht recht weiß, wie er es für die Praxis nutzbar machen soll. Dazu trägt auch der Versuch bei, möglichst viel Literatur auf dem neuesten Stand einzuarbeiten; eine Kritik, die vielen Dissertationspublikationen gemeinsam ist (und von der sich der Rezensent mit Blick auf seine eigenen

Arbeiten nicht ausnimmt), die aber den in der Praxis stehenden Kollegen oder die Kollegin eher abschreckt. Insofern ist das Buch wichtig zur Ausbildung und Reflexion, wird aber so kaum „von klinischen Kinderpsychologen und Praktikern umfassend aufgegriffen werden“, wie es der Herausgeber, FRANZ PETERMANN, ihm wünscht.

Klaus Sarimski, München

HESSE, S. (1993): **Suchtprävention in der Schule – Evaluation der Tabak- und Alkoholprävention**. Leverkusen: Leske + Budrich; 269 Seiten, DM 29,-.

In dem Buch werden erste Ergebnisse der Durchführung eines Drogenpräventionsprogramms an Schulen vorgestellt. Es stellt den Bericht über ein DFG-Projekt aus dem Sonderforschungsbereich „Prävention und Intervention im Kinder- und Jugendbereich“ bei KLAUS HURRELMANN in Bielefeld dar.

Der Titel „Suchtprävention in der Schule“ verspricht mehr oder anderes, als das Buch bietet: Zum einen geht es um ein Drogenpräventionsprogramm von den legalen Drogen Tabak und Alkohol, was der allein auf der 3. Titelseite „versteckte“ Untertitel verrät, zum anderen werden nach einem sehr interessanten theoretischen Teil ausschließlich die Ergebnisse der Voruntersuchung dieses DFG-Projekts berichtet, in der allein Teile des umfangreichen Präventionsprogramms mit recht wenigen Unterrichtsstunden durchgeführt wurden, so daß auch die teils sehr geringen beobachteten Effekte nicht überraschen.

Das Buch frustriert auch jene Leser, die darin eine Beschreibung des Präventionsprogramms zu finden hoffen. Hier wird auf die „Materialien und Medien zur Sucht- und Drogenvorbeugung in der Schule“ des Landes Nordrhein-Westfalen von 1988 verwiesen. Die Materialien zur Sucht- und Drogenprävention umfassen sehr komplex das Problem der Suchtgefährdung von kognitiver, entwicklungs- und sozialpsychologischer Seite. Neben Sachinformationen wird Gewicht auf Aspekte der psychosozialen Identitätsentwicklung (insbesondere Nein-sagen, Aushalten von Gruppendruck) sowie das Eingehen auf die Entwicklung von Werten und Normen gelegt. Weiterhin werden Übungen zur Selbstwahrnehmung, Entspannungsübungen und Erfahrungen zum differenzierteren Erleben des eigenen Körpers miteinbezogen. Auf 2 Seiten (S. 100f.) wird das Programm in seinen einzelnen durchgeführten Teilschritten tabellarisch vorgestellt. Diese Tabelle zeigt den multidimensionalen Ansatz des Programms und macht neugierig. Doch die Suche nach Schritten zur Suchtprävention bleibt leider erfolglos.

Daß dieses Programm so wenig konkret beschrieben wird, enttäuscht gerade nach der sehr differenzierten Literaturübersicht, welche Aspekte bei Jugendlichen in bezug auf Drogenkonsum und gesunder Lebensführung zu beachten sind. Dieser erste Teil ist für alle, die mit Jugendlichen arbeiten, wegen der sehr klar dargelegten Theorie, sehr gewinnbringend. Die Autorin gibt hier auch Erklärungsmodelle wieder, weshalb Jugendliche so oft gesundheitsriskantes Verhalten zeigen und verweist auf die Schwierigkeit, tatsächliche Verhaltensänderungen durch Programme, die sich vorwiegend auf Einstellungsänderung konzentrieren, erreichen zu können.

In dem theoretischen Teil zu Beginn des Buchs (der knappen ersten Hälfte) werden auch differenziert und gut lesbar sowohl entwicklungspsychologische Grundlagen und Probleme von Jugendlichen zusammengefaßt als auch daraus die Bedeutung der Selbstwertförderung als zentrale Grundlage für eine sinnvolle Drogenprävention abgeleitet. Dieser Teil macht neugierig auf mehr. Und der zweite Teil wirkt dann beinahe wie ein Zerrbild von Forschung. Rudimente des Präventionsprogramms werden

nicht fächerübergreifend wie in der Hauptuntersuchung geplant, sondern von je einem Lehrer in „mindestens 10 Unterrichtsstunden“ (12–22) verwirklicht. Dabei erstaunt eher, wieviel Veränderung bereits damit bei einigen Schülergruppen zu beobachten war. Daß sich so ich-nahe Konzepte wie z. B. das Selbstwertgefühl mit diesem rudimentären Programm nicht signifikant änderten, erstaunt dagegen nicht. Wenn nun diese Ergebnisse der eben skizzierten Vorstudie ausführlich auf über 100 Seiten referiert und diskutiert werden, so stellt sich für die Rezensentin die Frage des Adressatenkreises. Natürlich müssen Vorphasen von Forschungsprojekten sein, aber als Buchveröffentlichung unter dem interessierende lockenden Titel „Suchtprävention in der Schule“ bleibt ein ungutes Gefühl zurück. Die Suche nach der Darstellung von Suchtpräventionsmöglichkeiten bleibt leider unbefriedigt und „wissenschaftliche Bücher“ wirken einmal mehr langweilig. Fazit: Ein anderer, „ehrlicherer“ Titel und eine Beschränkung auf den ersten Teil wäre mehr gewesen.

Christiane Monden-Engelhardt, Frankfurt a. M.

SCHUBARTH, W./MELZER, W. (Hrsg.) (1993): **Schule, Gewalt und Rechtsextremismus**. Leverkusen: Leske + Budrich; 291 Seiten, DM 29,-.

Mit diesem Band 1 einer neuen Reihe „Schule und Gesellschaft“ greifen 15 Autoren, die allesamt aus den Fakultäten Pädagogik und Soziologie kommen, ein aktuelles Thema auf, welches per se und verstärkt durch die Berichterstattung in den Medien großes Interesse beansprucht. In drei Schwerpunkt-Bereichen versucht man das Thema auszuloten: Ausmaß und Ursachen von Gewalt und Rechtsextremismus bei Schülerinnen und Schülern, die Institution Schule als Quelle von Gewalt, schließlich Ansatzpunkte und exemplarische Modelle für schulische Präventionsmaßnahmen.

Die Bestandsaufnahme durchzieht wie ein roter Faden das Bekenntnis eines Mangels: Es gibt schlichtweg zu wenig empirische Untersuchungen über das gegenwärtige Ausmaß von Gewalttaten in den Schulen; das nimmt nicht wunder, besteht doch schon über die Definition des Gewaltbegriffes in diesem Zusammenhang Unklarheit, werden doch hier ganz unterschiedliche Tatbestände unter einen Hut zu bringen versucht, z. B. verbale und körperliche Aggressionen der Schüler untereinander und auf der anderen Seite das aus Langeweile geborene „Verzieren“ der Holzbänke durch Schnitzereien. SCHUBARTH (Dresden) zeigt auf, daß Klagen über zunehmende Gewaltanwendung schon vor 20 Jahren unüberhörbar laut geworden sind. Heute allerdings würden die Medien einseitig nur über herausragend brutale Einzelfälle berichten und damit ein in der Öffentlichkeit verbreitetes Vorurteil weiter verfestigen, während in Wirklichkeit ein Anstieg der durchschnittlichen Gewaltbereitschaft kaum festzustellen sei. Einigkeit herrscht allerdings unter den Forschern darüber, daß die erwähnten Extremfälle in der Tat zugenommen haben. Einer Studie von MANSEL (Bielefeld) kann allerdings entnommen werden, daß derartige Übergriffe von den Verantwortlichen der Schulen nach wie vor nur selten polizeilich angezeigt würden und von daher eine Kriminalisierung von Schülern weitgehend unterbleibt. Aus all dem erhellt, daß nur sehr schwer auszumachen ist, was zur Zeit wirklich „Sache ist“ – wenn man von den konkreten Gewalttaten einmal absieht.

Etwas leichter tut man sich offenbar, die Schule als Quelle von Gewalt darzustellen. HURRELMANN (Bielefeld) und HOLTAPPELS (Dortmund) zeigen auf, daß Schule selbst als Synonym für institutionalisierte Gewalt gelten kann, auf die eben sensibilisierte Gemüter mit Gegengewalt reagieren können. Wo Notenzwang und seelenloses Pauken regieren, wo in der Gesamtgesellschaft das Geld zum Maß aller Dinge erhoben worden ist, wird die

Vermittlung abendländischer Werte erschwert; wo durch das System Schule Einzelkämpfer „erzogen“ werden und Konkurrenzdenken propagiert wird, bleiben bisweilen das soziale Engagement und das Mitmenschliche auf der Strecke. Bei der Jugend im Osten Deutschlands kommen noch vielfältige Verunsicherungen im Gefolge der Vereinigung hinzu, so daß dort nach MELZER (Dresden) ein „Rechtsextremismus-Syndrom“ in Form verschärfter Fremdenfeindlichkeit zu konstatieren sei. BÖHNISCH (Dresden) spricht sogar von Schule als anomischer Struktur. SÜNKER (Wuppertal) zeichnet die Entwicklungslinien der politischen Kultur und der Bildungsinstitutionen in Deutschland historisch nach, um Schule als Gewalt-Institution besser begreifbar zu machen.

Was aber ist angesichts dieser Situation zu tun? Schule und Pädagogik können mehrere Vorschläge und Modelle zur Prävention anbieten, die eigentlich nur ihrer praktischen Anwendung harren: Beeinflussung sozialer Desintegration und emotionaler Verletzungen durch die Schule (HEITMEYER/Bielefeld), verbesserte pädagogische Weiterbildung (BUHSE/Bielefeld), Erziehung zur Mündigkeit im Sinne ADORNOS durch politische und historische Bildung (ERF/Bassum), Abbau von Vorurteilen gegenüber Ausländern durch „demokratisches Lernen“ (STENKE/Mainz), schließlich die Forderung nach interkultureller Bildung in der multikulturellen Gesellschaft (RICHTER/Bielefeld).

Fazit: Gewalt- und rechtsextreme Phänomene unter Schülern und Jugendlichen in Deutschland haben in den letzten Jahren zugenommen – wenn auch bei weitem nicht in dem Ausmaß wie von den Medien dargestellt –; die Ursachen dafür sind komplexer Natur, nichtsdestoweniger jedoch entschlüsselbar; Gegensteuern und präventive Maßnahmen sind möglich und durchführbar, es wäre nur langsam an der Zeit, sie auch verstärkt zu verwirklichen.

Wolfgang Schweizer, Neuenmarkt

WEBER-KELLERMANN, I. (1993): **Die helle und die dunkle Schwelle. Wie Kinder Geburt und Tod erleben**. München: Beck; 167 Seiten, DM 17,80.

Der sozial- und kulturgeschichtliche Rückblick zeigt, daß die „helle Seite“ (Geburt) nicht selten sehr eng mit der „dunklen Schwelle“ (Tod) des Lebens verbunden war. Die große Säuglings- und Kindersterblichkeit dauerte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Noch um 1875 starben in Deutschland auf 1000 Lebendgeborene 244 im ersten Lebensjahr. 1980 waren es noch 15 auf 1000 Lebendgeborene. Diese ständige Aussicht auf einen frühen Tod des Neugeborenen führte gerade viele Mütter zu einer gleichmütigen Haltung gegenüber dem Geburtsgeschehen. Nur so konnten sie das häufige Erleben des Kindersterbens verkraften.

Die Autorin zitiert oft aus Briefen, aus literarischen Werken, aus Tagebüchern und persönlichen Aufzeichnungen. Der Grundgedanke des Werkes ist die Darstellung der Geschichtlichkeit der Sozialform Familie und der zwischenmenschlichen Beziehungen, die ihre Mitglieder verbinden oder trennen. Im Zentrum steht nicht die entwicklungspsychologische Einteilung der Interpretation des Todes nach Altersklassen, sondern die individuelle Verarbeitung des Erlebnisses. Aus psychologischer Sicht zeigt das Kleinkind Erschrecken und Niedergeschlagenheit als Imitation des Verhaltens der Erwachsenen. Fünfjährige sehen den Tod nicht als definitives Ende und halten noch eine Umkehrbarkeit für möglich. Sie haben daher Probleme mit Sarg und Begräbnis. Sechs- und Siebenjährige beschäftigen sich mit den Begleitscheinungen, doch können sie sich die Trennung von Leib und Seele nicht vorstellen. Acht- bis Neunjährige haben bereits ein ziemlich realistisches Todeskonzept und glauben oft nicht mehr an ein engelhaftes Weiterleben, aber sie möchten sich noch eine gewisse Hoffnung bewahren und interessieren sich zunehmend